

Ich komme von der See. Ich habe in Meeresrauschen und Sturmesbrausen der ewigen Sprache der Natur gelauscht, und auf einsamen Strand- und Dünen-Spaziergängen begleiteten mich die Briefe der Frau Kat Goethe und umspannen mich die Gedanken an den herrlichen Sohn dieser herrlichen Mutter. Beide haben nie das nordische Meer mit Augen geschaut. Frau Nja war nicht fürs Reisen, und ihr Sohn sprach ihr gewiß aus der Seele mit dem Wort: „Um zu begreifen, daß der Himmel überall blau ist, braucht man nicht um die Welt zu reisen“. Doch ich könnte mir wohl vorstellen, wie ihre schönen braunen Augen angesichts der schier unermesslichen Fläche sich geweitet, wie der Meeressonnenschein in ihrem sonnigen Herzen einen Widerstrahl gefunden und wie tief das Gottesgefühl bei dem erhabenen Anblick der schaumgekrönten, in Himmelslicht blühenden See, sich in ihren Sinn gesenkt hätte. Vielleicht hätten die Verse ihres Sohnes in ihr nachgeklungen: „Es rauschen die Wellen, die Wolken zergehen, Doch bleiben die Sterne, Sie wandeln und stehn. So auch mit der Liebe, der treuen, geschieht; Sie wegt sich, sie regt sich Und ändert sich nicht.“

Anderseits würde ihr fröhlicher Sinn alle die Modetorheiten des modernen Badelebens belächelt haben. Denn sie war ein zu gesundes Kind der Mutter Natur, als daß sie nicht einen natürlichen Haß gegen alle Unnatur, alle Verschmierung und Verbildung des Körpers und der Seele, gegen den „Firclesanz“ in Tracht und Mode gehabt hätte. Doch wer weiß, ob sie vom Meere nicht ähnlich gedacht hätte, wie ihr Wolf an Frau v. Stein (1779) aus den Bergen schrieb: „Hätte mich nur das Schicksal in einer großen Gegend heißen wohnen, ich wollte mit jedem Morgen Nahrung der Großheit aus ihr saugen, wie aus meinem lieblichen Tale Geduld und Stille.“

Verfenken wir uns nachempfindend in Frau Ujas Seele, so ist es uns, als umwehe uns der Hauch echten urwüchsigten Menschentums, der Hauch des in allem Wechsel Dauernden. Denn Frau Uja Wohlgemut ist der Typus schlichter, gesunder Weiblichkeit, genialer Frohnatur und naturfrischer Genialität. So gehört sie, noch dazu als gottbegnadete Mutter des Unvergleichlichen, untrennbar zu den Großen jenes klassischen Zeitraums, an die uns die Gedenkfeiern des letzten Jahrzehnts gemahnten. Dem 150. Geburtstage Goethes und dem 100. Todestage Schillers reiht sich nun um die Mitte des heutigen Tages die hundertjährige Sterbestunde der Frau Uja an.

Es wäre aber nicht in ihrem Sinne, wenn wir ihr eine rührende und gar zu feierliche Erinnerung weihen wollten, sondern fröhlich, wie die Frohnatur gelebt hat und gestorben ist, wollen wir ihrer gedenken. Und es sollte mich freuen, wenn in den Gedankenreihen, die ich am Meeresstrande gesponnen, etwas von frischem Meeresatem und hellem Meeressonnenschein zu spüren sein sollte.

Frau Uja! Es ist ein stolzer, von Sagenpoesie umwobener Name! Und keinen Ehrentitel hat Frau Elisabeth lieber getragen als diesen, den einst die Stürmer und Dränger, die beiden Grafen Stolberg, ihr gaben, als sie bei ihr rasteten. Frau Uja, die Mutter der Haimonskinder und Schwester Karls des Großen, ist das Urbild treuer Mutterliebe, und das schöne Märchen hat seinen Glanz auf das ganze Leben der Nachfahrin geworfen. Denn Frau Kat Elisabeth Goethe hat auch allezeit denen, die bei ihr einkehrten, voll eingesehnt aus dem Becher der Freude, wie es im Märchen von den Haimonskindern heißt: „Sie aßen, tranken und machten sich lustig“ — obwohl die als Pilgrime Verkleideten in den Tod gingen — „und Frau Uja stieg in den Keller hinab und holte vom besten Weine und goß eine silberne Schale voll, auf daß sie tranken.“ — Ein köstlicher Humor leuchtet uns aus der wirklichen Geschichte von Frau Uja Wohlgemut entgegen, wie sie den Tyrannenhassern alten Rotwein mit den Worten vorsetzt: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!“ Dieser Humor durchwärmt und durchstrahlt ihr ganzes Leben. Sie blieb in Wahrheit bis in ihre alten Tage ein glückseliges Kind Gottes voll Vertrauen und Hingabe, voll Festigkeit und Heiterkeit immerdar.

In Leben und Dichtung arten große Männer besonders nach der Mutter. Mit ihr, die sie in ihrem Schoße getragen und mit ihrem Herzblut genährt hat, wissen sie sich eins, und schon recht stumpfen oder verderbten Gemütes muß der sein, für den nicht das Heiligste und Reinste auf Erden die Mutterliebe ist. Goethe hat nimmer vergessen, wie viel er seiner Mutter verdankte. Die wenigen Briefe an sie, die erhalten geblieben sind, atmen Zärtlichkeit und Vertrauen und Liebe. Doch einer solchen Liebe bewußten und für jeden greifbaren Ausdruck zu leihen, davor scheute selbst dieser Große zurück. Wie ein noch ungefungenes Lied, wie ein keusches Geheimnis ruhte auch ihm dieser köstliche Schatz tief im Grunde seiner Seele. In der Leipziger Studentenzeit, in der freilich die Strenge des Vaters allein an die Mutter gerichtete Briefe nicht zugelassen zu haben scheint, bittet er die Schwester:

Grüß mir die Mutter, sprich, sie soll verzeih'n,
Daß ich sie niemals grüßen ließ, sag' ihr
Das, was sie weiß — daß ich sie ehre.

Trotz der Selbstverständlichkeit seiner treuen Gesinnung gibt er dem Brief vom 11. Mai 1767 doch eine poetische Epistel „An meine Mutter“ bei, um nicht in den Verdacht der Lieblosigkeit und Undankbarkeit zu fallen:

Obgleich kein Gruß, obgleich kein Brief von mir
So lang dir kommt, laß keinen Zweifel doch
Ins Herz, als wär' die Zärtlichkeit des Sohns,
Die ich dir schuldig bin, aus meiner Brust
Entwichen. Nein, so wenig als der Fels,
Der tief im Fluß vor ew'gem Anker liegt.
Aus seiner Stätte weicht, obgleich die Flut
Mit stürm'schen Wellen bald, mit sanften bald
Darüber fließt und ihn dem Aug' entreißt,
So wenig weicht die Zärtlichkeit für dich
Aus meiner Brust, obgleich des Lebens Strom,
Von Schmerz gepeitscht, bald stürmend drüberfließt
Und, von der Freude bald gestreichelt, still
Sie deckt und sie verhindert, daß sie nicht
Ihr Haupt der Sonne zeigt und rings umher
Zurückgeworfne Strahlen trägt und dir
Bei jedem Blicke zeigt, wie dich dein Sohn verehrt.

Was die Mutter ihm in den Frankfurter Jahren (nach Straßburg und Sesenheim) gewesen, das geht aus dem Briefe vom 11. August 1781 hervor, in dem der Sohn der Mutter sein

Herz offen ausschüttet und gleichsam die Summe seiner Existenz zieht: die Freunde beurteilten ihn ganz falsch, sie, die Mutter, wisse, er wäre zugrunde gegangen, wenn er geblieben; das Unverhältnis des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens würde ihn rasend gemacht haben. Das Gedicht „Adler und Taube“ gibt uns den deutlichsten Einblick in seine damalige Seelenverfassung, die er auch — Wieland gegenüber — als „elend, genagt, gedrückt, verstümmelt“ bezeichnet. In der Mutter sah und fand er den rettenden, Licht verbreitenden Schutzengel. Schwerer als viele Briefe muß uns das eine Bekenntnis wiegen, das er der Frau von Stein gegenüber ablegt: „So lange ich euch beide — die Mutter und Dich — habe, kann mir's an nichts fehlen.“ Mit ihr weiß er sich eins auch trotz der weiten Entfernung. Ihr zuerst sendet er seine Werke, und sie schreitet durch seine Dichtungen hindurch: in der Elisabeth im „Gög“, diesem Urbilde deutscher Frauentüchtigkeit, Frauentreue und Gesundheit an Leib und Seele; unermüdlich schafft sie voll Heiterkeit im Hause und weiß die Sorgen und Grillen des Gatten zu tragen und zu scheuchen, und ist die standhafte, unverzagte Gefährtin in Kampf und Not. Eine schönere Verherrlichung der Mutter- und Sohnesliebe gibt es kaum in unserer Literatur als in dem vierten Gesange von „Hermann und Dorothea“. Die Mutter ist in ihrer häuslichen Tätigkeit, ihrem gleichbleibenden Frohsinn, in ihrem Geschick, den etwas launenhaften und zum Jähzorn geneigten Gatten richtig zu nehmen, ein getreues Abbild der Frau Aja, und wie manchmal mag diese zu dem bald jubelnden, bald todesbetrübten Wolfgang in zärtlichem Verstehen gesprochen haben, wie die Mutter zu Hermann unter dem Birnbaum. Doch auch sonst spüren wir in den Dichtungen Goethes einen Hauch jener Pietät, die nur aus dem herzlichen Verhältnisse zum Elternhause — und hier vor allem zu der Mutter — ihre starken Wurzeln zieht. „Was du bist, das bleibst du andern schuldig“. Dies Wort im „Tasso“ wird Goethe selbst aus dem Innersten entströmt sein, oder das Wort ebenda: „Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht.“ Auch wenn er nur selten, wie es die Verhältnisse fügten, wieder an die Pforte des mütterlichen Hauses klopfte und Tage innigsten Zusammenlebens mit ihr verbrachte, so blieb er doch immer der treue, dankbare Sohn. Als er die Todesnachricht erhielt, war er

„ganz hin“, wie berichtet wird. Er selbst schrieb in seiner, das Trübe gerne mildernden Weise: „Diese Gute ist nun von uns gegangen“ — doch wie viel liegt in diesem Sage, wie viel Verehrung und zugleich der Ausdruck der Gemeinschaft, des innerlichen Beisammenseins auch bei äußerer Trennung.

Und als er seine Selbstbiographie begann, da gedachte er, ihr ein eigenes Buch in „Dichtung und Wahrheit“ zu widmen, wie es Homer in der Ilias mit den Kriestern seiner Helden getan. Doch diese Kriesteria ist nur in Bruchstücken vorhanden. Er bedauert, daß er nicht bei Lebzeiten der Mutter sein Leben zu beschreiben unternommen, denn dann hätte ihn die hohe Kraft ihrer Erinnerungsgabe in die Kinderjahre zurückzaubern können; so mußte denn Bettina aushelfen, die so oft auf der Schwelle zu den Füßen der ewig jugendlichen und gedächtnisreichen Greisin gesessen und ihren Erzählungen von dem Einzigen, den sie geboren, gelauscht hatte. Und Unschätzbare ist so gerettet worden, was Frau Uja sonst mit sich ins Grab genommen hätte. Wenn auch Bettina ver schönert und romantisiert in ihrer Art, so ist es doch unrecht, die köstlichen Geschichten aus Goethes Jugend für eitel Gesunkler zu halten. Eine wunderbare Macht fesselte sie an den Heros: halb Frauenliebe, halb Verehrung, bis zur Vergötterung gesteigert. Doch ihr Buch ist eines der poesiereichsten, die wir besitzen, denn es ist ganz Gefühl, ganz Herz. Und dies Herz ist von Goethe voll, wie der Taupfen von der Sonne. Und Frau Uja hatte Geduld mit dem wunderlichen Kinde, denn seit dem Augenblicke, da die Mutter ihr zugerufen: „Elisabeth, er lebt!“ gehörten ja doch Herz und Sinn nur ihm, trennten doch nur 18 Jahre sie von dem Liebling. — „Dein lieber Vater“, schreibt sie dem Enkel, „hat mir nie, nie, nie Kummer oder Verdruß gemacht!“ — Um so mehr Freude und Stolz! können wir hinzufügen. Ja, Bettina konnte sehr wohl die Mutter sagen lassen, ihr mütterliches Herz lebe seit seiner Geburt in fortwährender Begeisterung, dankend bete sie die Vorsehung an, daß das Leben des für tot zur Welt gekommenen von einem Lusthauche abhing, ein Leben, das in tausend Herzen sich befestigt habe und ihr nun das einzige sei.

Sicherlich wird es ihr leid gewesen sein, daß sie ihren Wolf nicht ganz so erziehen konnte, wie sie wohl gewollt. Ihre Erziehung befolgte den Grundsatz: „Kinder brauchen Liebe.“ Damit ist alles gesagt, freilich auch bei der lebensklugen Frau, daß diese

Liebe immer die Mitte zwischen Härte und Schwäche, zwischen Strenge und Milde zu halten suchte. Wie die Bibel ihr der wichtigste Halt in allen Lagen des Lebens war, so mußte sich auch die junge Kinderseele mit anbetender Verehrung an ihr emporranken. Mit welchem Stolz sah sie den bildhübschen Knaben heranwachsen, wie weidete sie sich an dem Adonis, der in ihrem Pelzrock über die Eisfläche dahin schwebend seine Kreise zog! Wo andere, besonders der Vater, ihn nicht verstanden, da hielt sie ihm tapfer die Stange und verteidigte ihn mit Mutterliebe. Redlichste Mühe gab sie sich nach Frauenart, ihm ein solches Ehglück zu verschaffen, wie es ihr selbst leider nicht zuteil geworden war; zugleich sollte die Ehe ein Erziehungsmittel sein, um den Ungestümen und Rastlosen mit Rosenketten zu binden. — Aus innerster Herzensüberzeugung schreibt sie: „Das ist nun einmal das glückliche Los von Doktor Wolf, daß ihn alle Leute lieben, denen er nahe kommt; das ist nun freilich ganz natürlich; er hat ein gutes Herz, liebt seine Mitmenschen, sucht, wo er hinkommt, Freude zu bereiten.“ — Die prächtige Frau schildert in dieser Charakteristik nicht minder glücklich sich selbst als ihren herrlichen Sohn.

Alle ihre Gedanken weilen bei ihm, wenn er ferne ist; als er auf der Schweizer Reise ist, wird ihr die Zeit lang, in der Sehnsucht nach ihm, und sie strickt ihre Liebe in die Strümpfe für ihn hinein. Und wie er in Weimar von Stufe zu Stufe an Ehren und Ruhm emporsteigt, da weiß sie nicht, ob der Stolz über den „Herrn geheimbden Legations Rat Häschelhanß“ und die Freude und Wonne, daß alles so herrlich mit ihm steht, oder der Schmerz des Entbehrens überwiegen soll. Doch sie fügt sich in seine hohe Bestimmung, die ihn sein Licht leuchten läßt in der thüringischen Residenz, so daß es weithin über die Welt scheint. Sie ist stolz auf die Wallfahrten von Weimar nach Frankfurt, auf jede Botschaft, die von ihm kommt; die Nennung seines Namens läßt ihr mütterliches Herz erschauern. Weiß sie ihn krank, so ist sie in Sorge und Unruhe und quält sich in der Ungewißheit. Wie gerne würde sie ihn besuchen, wie malt sie in den Farben schmerzlicher Sehnsucht dies Glück aus, doch der tyrannische und kränkliche Herr Rat hält sie fest. Sie klagt: „Was mir in dieser Werkeltags Welt am wenigsten ansteht, ist, daß die besten Menschen einander wenig sein können“, da sie voneinander getrennt sind.

Und als Goethe mit Karl August sie drei Tage im September 1779 besucht hatte, da schreibt sie über ihn voll Seligkeit an die Herzogin Anna Amalia: „Stellen sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tisch (in der blauen Stube ahnungslos) sitzt, wie die Stubenthüre aufgeht, wie in dem Augenblick der Häselhanß ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der Mütterlichen Freude eine weile zusieht, wie Frau Aja endlich wie betrunken auf den besten Fürsten zuläuft halb greint halb lacht garnicht weiß was sie thun soll. . . . Das läßt sich nicht beschreiben!“ Den Häselhans findet sie zu seinem Vorteil sehr verändert. „Er sieht gesunder aus und ist in allem betracht Männlicher geworden, sein Moralischer Charakter hat sich aber zu großer Freude seiner alten Bekannten nicht im geringsten verschoben — alle fanden in Ihm den alten Freund wieder — mich hats in der Seele gefreut, wie lieb Ihn gleich alles wieder hatte — der Jubel unter den Samstags-Mädeln, unter meiner Verwandt- und Bekantschaft, die Freude meiner alten Mutter u. s. w. wie alle Welt nun auch des Goethe seinen Herzog sehen wollte, wie meine Wohnstube immer voll Menschen war, u. s. f. Eine Chronik müßte ich schreiben und keinen Brief. Es waren eben Feier- und Freudentage, deren uns Gott mehrere gönnen wolle.“

Sie versteht — weit uneigennütziger als die Freundin, Charlotte von Stein — weshalb der Sohn von Weimar sich nach Italien flüchtet. Mit kongenialem Verständnis erklärt sie: „Einen Menschen, wie Du bist, mit Deinen Kenntnissen, mit dem reinen großen Blick vor alles was gut, groß und schön ist, der so ein Adlerauge hat, muß so eine Reise auf sein ganzes übriges Leben vergnügt und glücklich machen.“ Sie erkennt die hohe Aufgabe, die er als Dichter zu lösen und über alle anderen zu stellen hat, und so drückt sie es derb dahin aus: „Die Hauptsache hat er zustande gebracht — der Herzog ist nun, wie er sein soll, das andere Dreckwesen kann ein anderer tun — dazu ist Goethe zu gut!“ In ihrer mütterlichen Nachsicht und Selbstlosigkeit klagt sie nicht einmal darüber, daß der Sohn das Versprechen, auf der Rückreise bei ihr einzukehren, nicht erfüllt. Erst 1792 hält sie ihn wieder in den Armen. Acht Tage lang weilt er bei ihr. Mit Entzücken erinnert sie sich dieser köstlichen Woche: „wie wir so hübsch beisammen waren und unser Wesen so untereinander hatten!“ Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um sich diese kurzen, aber so

viel besagenden Worte zu deuten: „wie wir unser Wesen so untereinander hatten!“ Wie mag sich die muntere Frau im Hause getummelt haben, um jeden Wunsch, den sie in des Sohnes Augen las, zu erfüllen! Und er selbst freut sich der Tage in der Erinnerung, da seit langer Zeit zum ersten Male sie sich wieder ein wenig aneinander gewöhnt hatten. Denn bei seiner Mutter traf das nicht zu, wovon er sonst warnt, wenn man alte Freunde wiedersehen wolle: „Man versteht sich nicht mit ihnen; jeder hat eine andere Sprache bekommen; der alsdann hervortretende Mißklang kann nur störend auf uns einwirken, und man trübt sich das reine Bild des früheren Verhältnisses.“

Davon konnte hier keine Rede sein, wenn auch die Jahre und die innere Entwicklung, die Goethe genommen hatte, notwendige Wandlungen herbeiführten. Das Mutterauge wird doch sogleich in die Tiefen des Sohnesherzens gedrungen sein. — So fand sie sich auch in die Gewissensehe, die Goethe mit Christianen geschlossen hatte; sie wußte ihn vergnügt und glücklicher als in einer „fatalen Ehe“, und allgemach, mit viel Herzenstakt nimmt sie das „Liebchen“ des Sohnes als Freundin und dann als „Liebe Tochter“ an; als Goethe 1797 auf der dritten Schweizer Reise sie und den Sohn August ihr vorführt, da begrüßt die vorurteilslose und menschenkundige Frau die treue Genossin ihres Wolf mit Herzlichkeit und Vertrauen. —

Was Frau Uja und ihren Wolfgang miteinander verband, das war nicht nur die Bluts- sondern die Seelenverwandtschaft. Es ist leicht, des Dichters und Denkers Goethe Eigenart aus dem Charakter der Mutter abzuleiten und aufzuvollen. Was macht den Dichter? Es ist das von einer Empfindung volle Herz. Es ist der Einklang, der aus dem Busen dringt und in sein Herz die Welt zurücke schlingt. Es ist das lebendige Gefühl der Zustände, von dem Goethe sagt: „Ich empfang in meinem Innern Eindrücke, und zwar Eindrücke sinnlicher, lebensvoller, lieblicher, bunter, hundertfältiger Art, wie eine rege Einbildungskraft sie mir darbot, und ich hatte als Poet weiter nichts zu tun als solche Anschauungen und Eindrücke in mir künstlerisch zu runden und auszubilden und durch eine lebendige Darstellung so zum Vorschein zu bringen, daß andere dieselbe Eindrücke erhielten, wenn sie mein Dargestelltes hörten oder sahen.“ Oder ein andermal: „Ich lasse die Gegenstände

ruhig auf mich einwirken, beobachte dann diese Wirkung und bemühe mich, sie treu und unverfälscht wiederzugeben. Dies ist das ganze Geheimnis, was man Genialität zu nennen beliebt.“

Damit vergleiche man das Bekenntnis der Mutter: „Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, großes und kleines, Wahrheit und Märchen u. s. w., sowie ich in einen Circul komme, wird alles heiter und froh, weil ich erzähle.“ Diese große Gabe der Verlebendigung ferner und vergangener Dinge und Zustände, diese Macht der Phantasie, die der Erinnerung oder Sehnsucht Schwingen leiht und das Geschaute oder Gedachte mit Seele und Leben füllt, hat Goethe in erster Linie seiner Mutter zu danken. Man denke z. B. der drastisch lebendigen Schilderung im „Zauberlehrling“, wo es von dem verhängnisvollen Besen heißt: „Seht, er läuft zum Ufer nieder; Wahrlich! ist schon an dem Flusse, Und mit Blitzesschnelle wieder Ist er hier mit raschem Guffe. Schon zum zweiten Male! Wie das Becken schwillt! Wie sich jede Schale Voll mit Wasser füllt!“ — Oder an die wundervoll plastisch anschauliche Schilderung in dem Gedichte „Seefahrt“ zu denken, hatte ich in der verflossenen Woche besonders Anlaß; wie malen die Zeilen den Sturm: „Aus der dumpfen grauen Ferne Ründet leise wandelnd sich der Sturm an, Drückt die Vögel nieder aufs Gewässer, Drückt der Menschen schwellend Herz darnieder. Und er kommt. Vor seinem starren Wüten streckt der Schiffer flug die Segel nieder; Mit dem angsterfüllten Valle spielen Wind und Wellen.“ — Oder ich erinnere an die Stelle im „Tasso“, wo der Dichter träumt, er wandere wieder der Heimat zu: „Verkleidet geh' ich hin — ich schleiche durch die Stadt — ich eile nach dem Ufer, finde gleich einen Rahn — im Schiffe bin ich still — trete schweigend an das Land — gehe sacht den Pfad hinauf — Wo wohnt Cornelia? Zeigt mir es an — so steig' ich weiter, komme an die Schwelle — offen steht die Türe schon, so tret' ich in das Haus.“

Hier ist alles lebendige Bergegenwärtigung des Fernen und Zukünftigen. Was eben Goethe so groß macht, das ist die Kunst, mit der er in der Anschauung und in der Empfindung dichtet; es ist die große Wahrhaftigkeit des Künstlers, der ehrlich gegen sich selbst, natürlich und offen ist, der Schönheit und Wahrheit zu vermählen weiß. „Alles — sagt er — was wir Erfinden, Ent-

decken in höherem Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blickesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern zum Äußern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt.“ Schöner und tiefer kann das Wesen und der hohe ästhetisch-sittlich-religiöse Wert der Kunst nicht gedeutet werden.

Elisabeth Goethe war nicht in diesem Sinne eine Dichterin, ja sie selbst würde diesen Ehrentitel, den man ihr wohl beigelegt hat, nur im metaphorischen Sinne geduldet haben. Doch was sie besaß, war jene von dem Sohne gekennzeichnete Frische und Natürlichkeit und Urvüchsigkeit, Eindrücke zu empfangen und lebendig darzustellen; es gibt Stellen in ihren Briefen, die sich an Plastik und Kraft der Vergewärtigung mit den vorhin aus Goethes Dichtungen nur ganz beispielsweise herausgehobenen Schilderungen vergleichen lassen.

„Die Lust zu fabulieren“ war ihr angeboren, und die vererbte sie auf den Sohn, so daß aus diesem unscheinbaren Talent das Genie hervorstach. Und wer malte sich nicht das Bild gerne aus: die fröhliche Märchenfee Frau Uja mit Behagen ihre Märchen ausspinnend und den braunlockigen Knaben mit den leuchtenden Augen, mit dem klopfenden Herzen lauschend und dann in Jubel ausbrechend, wenn das Ende seinem Traumbilde entsprach, oder wenn er selbst, der klugen Anregerin folgend, aus freier Phantasie den vorenthaltenen Schluß richtig ergänzen durfte! Sein „Mütterchen“, wie Goethe so herzlich die Urheberin seines Lebens nennt, mochte schon damals in dem Glanze des Blickes, in der lebendigen Auffassungsgabe vorausahnen, daß da ein Etwas im Werden begriffen sei, wogegen ihre eigene Fabuliererei nur schwaches Stückwerk sei.

Ein Hohes aber besitzt sie: das ist „Stil“. Eine geniale Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit spiegelt ihr Stil wider. Obwohl sie sich „tintenschau“ nennt und gewiß in ihrer munteren Art als Erzählerin vor allem mit lebendigem Wort- und Mienenspiel bezaubernd gewesen sein muß, so ist doch auch das Geschriebene nicht ein Papierernes, sondern klingt wie gesprochen; es ist im lebensvollen Moment mit Temperament und mit guter Laune

erfaßt und wird mit der fröhlichen Sicherheit, mit dem Bewußtsein, auch dem Adressaten eine lebendige Anschauung und Vorstellung zu übermitteln, hingestellt. Diese Bildkraft der Seele spiegelt sich auch in treffenden, drastisch-derben Vergleichen und Bildern wieder. Wenn schon Kestner an dem jungen Goethe die Eigenart, sich bildlich auszudrücken, hervorhob, so liegen auch davon die Wurzeln in der Stilgebung Frau Ujas. Gerne entnimmt sie die Vergleiche der Bibel, und es ist ja bekannt, welchen mächtigen Einfluß die Sprache der Bibel auf den Sohn geübt hat; in ihre Schönheit sich zu versenken, lernte er von der Mutter und hernach von Herder. In ihrer Einsamkeit schreibt diese: „Frau Uja sitzt allein in den Hütten Kedar's, und ihre Harpfe hängt an den Weiden, einsam wie im Grabe und verlassen wie ein Käuzlein in verstorbenen Städten.“ Wielands Weib nennt sie einen „fruchtbaren Weinstock“ und die Kinder „Öhlzweige“. Als Goethe in Rom weilt, weiß sie sein Schweigen zu entschuldigen mit dem Bilde: „Ein Hungeriger, der lange gefastet hat, wird an einer gutbesetzten Tafel, bis sein Hunger gestillt ist, weder an Vater noch Mutter denken.“ Als ein Enkel jung gestorben ist, weiß sie zu trösten mit einem Bilde vom Theater, das sie so liebte, und aus der Natur: „Daß dem lieben kleinen Söhnchen seine Rolle hienieden so kurz aus getheilt war, thut mir sehr leid — freylich bleiben nicht alle Blüthen, um Früchte zu werden — es thut weh — aber wenn die Saat gereift ist und kommt dann ein Hagelwetter und schlägt's zu Boden, was in die Scheuern eingeführt werden sollte, das thut noch viel weher — Wenn aber nur der Baum stehen bleibt, so ist die Hoffnung nicht verlohren.“ Hier drängt ein schmerzlicher Gedanke den andern und kleidet sich in ein wehmütiges Bild, um ebenso im Bilde tröstlich auszuklingen. Ein so goldiges Herz prägt eben auch echtes Metapherngold ungesucht und ohne Effekthascherei aus. Wie treffend ist auch das Bild von einer Sache, die ihr Sorge machte, die sie Tag und Nacht mit sich herumtrug: „Ich spannte alle Seegel meines Gehirns an.“

„Hermann und Dorothea“, das ihr der Sohn gesandt hat, trägt sie herum, „wie die Kaze ihre Jungen“. Die „Duckmäuser“, die immer unter sich sehen und den Kopf hängen lassen, haben nach ihrer Meinung etwas von Kain an sich. Betreffs der ewigen Seligkeit bekennt sie: „Ich lasse jedem Menschen gern seyn Himmereich — denn in der Himmereichs-Fabrick habe ich noch nicht viel

progreifen gemacht“. Köstlich ist die eigene Reflexion über einen Vergleich, der ihr in die Feder geflossen ist: „Frau Uja, Frau Uja! Wenn du einmal in Zug kommst, seys Schwägen oder schreiben, so gehts wie ein aufgezogener Bratenwender — Bratenwender? Das Gleichnüz ist so übel nicht, man zieht ihn doch nicht auf, wenn im Hauß entweder Fast Tag oder Armuth ist, sondern wenn was am Spieß steckt, das zum Nutzen und Frommen der Familie genoßen werden soll“. — Ihr kernig derbes Wesen drückt sich in zahlreichen Wendungen aus. So kommt es ihr vor, als ob ihr Sohn sich etwas mit den Mäusen „broulliert“ habe, „doch alte Liebe rostet nicht, sie werden auf seinen Ruf bald wieder bei der Hand sein“. Von einem Spektakelstück meint sie, es habe eine so durchschlagende Wirkung, daß sie „vor die Kur Bürge“ sein könne. Drollig ist die Wendung, sie wolle sich mit ihrem Maulwurfsgeßicht in nichts mehr melieren. Betreffs des Gatten der Mare La Roche schreibt sie: „Der Mare wird es wirklich angst, daß das bischen Verstand, das in des Peter Hirn wohnt, noch einmal mit Extrapost in den Mond reißt.“

Auf Verseschmieden verstand sich Frau Uja weniger. An den unglücklichen Reinhold Lenz sendet sie im Dezember 1778 den Neujahrsgruß: „Ich wünsch' Euch Wein und Mädchenkuß Und Eurem Klepper Pegasus Die Krippe stets voll Futter. Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, Der bleibt ein Narr sein Lebenslang, Sagt Dr. Martin Luther“. — An Fräulein Thusnelda, wie Luise von Göchhausen von den Stolbergs getauft worden war, sendet sie für Geburtstagsglückwünsche eine Epistel in Knittelversen; doch ihre Mangelhaftigkeit entschuldigt sie damit, daß sie „gebohren ein Knäbelein schön, Das tut das alles gar trefflich verstehn, Schreibt Puppenspiele futterbunt, Tausend Alexandriner in einer Stund. Doch da derselbe zu dieser Frist Geheimbdter Legations Rath in Weimar ist, So kan er bei bewandten Sachen Keine Verse vor Frau Uja machen, Sonst solltest du wohl was bessers kriegen. Jetzt mußt du dich hieran begnügen!“ Ein paar Jährchen später reizt es jedoch die Frau Uja wieder, dem Thuschen in derber Hans Sächsischer Holzschnittmanier ein paar Duzend Reimverse zurechtzufabrizieren, „da sie oft große Lusten thut verspüren, mit dem Fräulein zu discurieren und ihr ein Bildnis zum Andenken zu schenken, an Ihren Schwannen Hals zu henden, denn ihr Herzlein mag sich vor Freude bewegen, daß ihr Gedäch-

nüß blüht im Segen Bey Menschen, die bieder, gut und treu, Voll waarer Freundschaft ohn Heuchelei, Den heut zu Tag sind Freundschaftthaten so rahr wie unbeschnittne Ducaten. Doch ist Frau Aja auserkohrn in einem guten Zeichen gebohrt, kent brave Leute, deß ist sie froh und singt in dulci Jubilo.“ —

Indes in Prosa versteht sich Frau Aja, wie sie mit Selbstgefühl betont, gar trefflich aufs „Idealisieren“, auf das „poetische Beschreiben“. „Jammer Schade!“ schreibt sie an Klinger, „daß ich keine Dramata schreibe, da solte die Welt ihre blauen Wunder sehn, aber Prosa müßte es sein, von Versen bin ich keine Liebhaberin.“

Um so besser vermag sie es, das Geschaute, Erlebte, tief Empfundene mit raschen Strichen zu zeichnen; in der ganz unkultivierten, höchst possierlichen Orthographie — wofür die Schuld „Lage am Schulmeister“ — überstürzen sich und kollern die Buchstaben durcheinander: ein treues Abbild der lebhaften Einbildungskraft und raschen Darstellungsgabe. — Sehen wir nicht in allen Zügen die flinke Tätigkeit der Frau Rat, wenn sie von Verwunderung und Freude und Reugierde hinundhergeworfen ein Paket in schönem grünem Wachstuch mit dem herzoglichen Wappen aus Weimar erhält? „Wie der Bliß ist Frau Aja dahinter her, macht in einer Geschwindigkeit die Kordel ab und will nun sehen, was es ist — da waren aber so viele Nägel herauszuziehen, daß Frau Aja eben alle ihre Geduld zusammennehmen und warten mußte, bis die Zange und der Hammer das Ihrige getan und der Deckel vom Kästchen in die Höhe ging: nun lag noch ein Papier drauf, rischs! war das auch weg, und Frau Aja tat einen großen Schrei, als sie ihren Häschelhanß erblickte . . .“

Wenn Frau Aja einmal erklärte: „Bücher schreiben? Nein, das kann ich nicht, aber was andere geschrieben, zu erzählen — darin suche ich meine Meister!“ so kann sie doch an handgreiflicher, temperamentvoller Darstellung auch des Selbst=Gesehenen sich mit den Besten, selbst mit ihrem Wolf in „Dichtung und Wahrheit“ messen. Prächtig malt sie den Einzug Kaiser Josefs (27. Mai 1780). „Die Frankfurter als echte Reichsbürger stunden zu Tausenden auf der Zeil. Drei Kutschen kamen, alles hatte schon das Maul zum Vivat rufen aufgesperrt — aber vergebens. — Endlich kam Er in einer Chaise mit vier Pferden — Himmel und Erde was vor ein Lärmen! Es lebe der Kaiser! Es lebe unser Kaiser! nun kommt aber das Beste. Nachdem Er gespeist,

ging er zu Fuß in sein Werkhhaus im rothen Döfen auf der Schäfergasse — vor Freude, Ihren Kaiser zu Fuß gehen zu sehen, hätten Ihn die Menschen bald erdrückt. Die Soldaten wollten zuschmeißen, um Platz zu machen — laßt sie holter gehn — schlägt ja nit — sagte Er, sah alle freundlich an, zog den Hut vor jedem ab. Als er zurückkam, stellte Er sich in ein Fenster (nicht auf den Balkon) und der Lärmen ging mit Vivat Rufen von neuem an.“ Dann folgt eine genaue Beschreibung des Aussehens und der Kleidung des Kaisers. — Ein Kabinettstück der Schilderung ist der Bericht, wie Merck vor die Krausesche Aquarellzeichnung zu dem Gedicht „Das Neueste von Plundersweilern“ gestellt wird: „Merck stand eine Weile mit verschränkten Armen ganz betäubt ob all der Wunder — auf einmal fuhr er in die Höhe — Um Gottes Willen! Da bin ich auch — seht ihr den Kerl, der die alten Kleider ausklopft — bei meiner Seele! Das bin ich! Da ist Nicolai, der sägt an den Stelzen; die in der Laube sind die Göttinger — das ist der Werther — den Mann im Talar hielt er vor Lavater — die Gruppe, wo in die Steine gebissen und lauter grimmiges Zeug getrieben wird, behagte ihm gar sehr. . .“ Wie ihr das Herz bei dem Besuche der Königin Luise geschlagen hat, als diese ihr ein kostbares Halsgeschmeide umhing, das weiß sie dem Sohne mit zahlreichen Ausrufungszeichen gar anmutig auszumalen.

Daß ein Freund, der mit ihr sich unterhalten hatte, schreiben konnte: „Nun begreife ich, wie Goethe der Mann geworden ist“, das verstehen wir, wenn wir die Briefe der Frau Rat lesen. Sie war eine Künstlerin im Briefeschreiben. Ganz Hingabe und Fröhlichkeit und Zärtlichkeit ist sie in Briefen an den Sohn; einen frommen Ton schlägt sie dem guten Lavater gegenüber an, einen devot herzlichen der Herzogin Amalie, dem „Abglanz der Gottheit“ gegenüber; kindlich schreibt sie an die Kinder wie Fritz v. Stein und August. Jedem paßt sie sich mit genialer Unmittelbarkeit an, wie Goethe erzählte, wenn er mit einem Menschen sich ein paar Stunden unterhalten, könne er in dessen Eigenart stundenlang weiter plaudern.

Es ist kein Wunder, daß eine Frau, die so dramatisch bewegte, in Rede und Gegenrede, in affektvollen Ausrufen und greifbar anschaulichen Schilderungen sich bewegende Briefe schreiben konnte, eine große Vorliebe für das Drama und für das Theater besaß, daß sie wohl Neigung verspüren konnte, Dramata zu schreiben,

wenn auch nur in Prosa. Freilich mit der Zeit, als ihr göttlicher Sohn seinen „Göz“ geschaffen, seinen „Egmont“ und dann die ganze Reihe der klassischen Dramen, da mochte sie wohl mit Ruhe und Fassung auf das Zuschauen und das Genießen sich beschränken. Doch dies Zuschauen und Genießen war beileibe nicht ein passives, sondern eine wahre Passion, eine Leidenschaft; in ihrer Seele agierte sie mit; sie war Feuer und Flamme, ganz Partei bei dem Helden oder bei dem Schauspieler; fuchswild wurde sie, wenn sie, die ein höchst gesundes Urtheil mit einer großen Erfahrung in Bühnensachen allmählich verband, auf Unverständnis und Torheit stieß. Sie war keine weiche und schwächliche Natur, die vor dem Erschütternden und Entsetzlichen zurückschrak, sondern gerade das, was das Herz erbeben und erschauern läßt, zog sie ebenso an wie die Komödie, bei der man sich die Galle vom Herzen lacht. Sie durchschaute die Oberflächlichkeit der meisten Theaterbesucher und ihre Neugierde. Wenige ausgenommen — sagt sie — „räsonnieren sie wie die Pferde.“ Mit drei, ja mit fünf Ausdruckszeichen kennzeichnet sie ihren Unwillen, ja grimmen Zorn, wie sie nach einer Hamlet-Aufführung in einer Gesellschaft eine Dame von der sogenannten Welt antrifft, die das Urtheil fällte, Hamlet wäre nichts als eine Farce. „Ich dachte, ich kriegte eine Ohnmacht! Hamlet eine Farce!“ bricht sie aus. „Ein anderer behauptete, daß ihn der Teufel holen sollte, wenn er nicht ebenso ein Ding voll Unsinn schreiben könnte, und das war ein dicker vierschröterischer Weinhändler!“ Ein solcher Unverstand bringt Frau Uja in Harnisch, sie wettert gegen das „Gekreische“ von einem „erleuchteten“ Jahrhundert: mit wenigen Ausnahmen, die freilich das Salz der Erden seien, sei „bei denen Herren und Damen alles so schal, so elend, so verschoben, so verschrumpft, daß sie kein Stück Rindfleisch kauen und verdauen können — Milchbrei — gefrorene Sachen — Zuckerplätzchen — hogout das ist ihr Labfal, freilich verderben sie sich den Magen dadurch noch immer mehr, aber wer kann helfen?“ —

Daß nicht nur Hamlet ihre ganze Seele in Anspruch nimmt, sondern daß auch sein Gegenpol, Falstaff, der humorvollen Frau Uja ganz besonders behagt, ist nur zu begreiflich. Auch wenn das Theater hundekalt ist, kriegt sie vor Aufregung rote Backen, als wenn sie fingerdick Carmin aufgelegt hätte. „Hamlet“ mit der Totengräberszene, die sonst weggelassen wurde, ist für sie ein

Ereignis. Bei einer Selbstcharakteristik, die sie Friß v. Stein gibt, sagt sie: „Von Person bin ich ziemlich groß und ziemlich corpulent — habe braune Augen und Haare und getraute mir, die Mutter von Prinz Hamlet nicht übel vorzustellen.“ Ende 1782 jubelt sie: „Den ganzen Winter Schauspiel! Da wird gegeigt, da wird trompetet — ha! den Teufel möcht ich sehen, der die Courage hätte, einem mit schwarzem Blut zu inkommodieren — Ein einziger Sir John Falstaff treibt ihn zu paaren — das war ein Gaudium mit dem dicken Kerl — Christen und Juden, alles lachte.“ Bei solcher Komödie ist Frau Uja in ihrem Element. Doch den Höhepunkt ihres Theaterlebens bildete wohl jener Tag — der 8. Mai 1786 — wo man den „Götz“ ihres Sohnes aufführte und zugleich ihr selbst, der glückseligen Mutter, huldigte. Wie mag ihr Herz vor Stolz geschlagen haben! Sah sie sich doch selbst „poetisiert“ auf den Brettern, im Spiegel der Sohnesliebe. — Wie für die Bühne und deren Darbietungen, bei denen sie sich für 30 Kreuzer satt lachen kann, hat sie auch für die Schauspieler selbst die wärmste Teilnahme. Es hat etwas menschlich Rührendes, wenn sie in Angst gerät, daß der Schauspieler, der vor einem Wohltäter niederzufallen hat, dies mit „einem solchen Plog“ tut, daß sie alle Kniescheiben für verloren gibt und mit „großer Erquickung“ das Fallen des Vorhanges begrüßt. Für Schauspieler wie Großmann und Unzelmann hat sie geradezu mütterlich-zärtliche Gefühle; mit großer Leidenschaft tritt sie für beide ein, auch wenn es auf Kosten einer gerechten Würdigung anderer Leistungen geschieht.

Wie für die Dichtkunst — und zwar nicht nur für die Dichtungen ihres Sohnes und dessen Freunde, die sie, die Vielbelesene, vorurteilslos zu beurteilen versteht, so hat sie mit ihrem kindlich frohen Gemüt auch für die Natur und ihre regelmässigen Erscheinungen einen aufgeschlossenen Sinn.

Goethe bezeichnet in der Geschichte des Naturgefühls einen Markstein; eine neue Epoche bricht mit ihm auch in dieser Hinsicht an; niemand vor ihm hat in deutscher Zunge die Natur so sehr mit Seele zu füllen verstanden wie er in seiner Lyrik, im Werther, im Faust usw. Erkennend und empfindend und gestaltend lebt und webt er mit der Allmutter in innigstem Einklang; er hat ihr ein Auge geliehen, daß sie geistig blicke, eine Sprache, daß sie zu uns rede, eine Seele, daß sie die unsrige widerspiegele und wir uns in ihr widerspiegeln.

Die Mutter war es, die ihn sehen gelehrt hat. Ihre Naturfreude ist durchaus naiv und schlicht, aber herzlich. Wenn „das liebe Frühjahr heran kommt,“ freut sie sich, „in Gottes freyer Welt zu sein, den Balsam der Blüten, Blumen und Kräuter einzuatmen und dadurch neues Leben, neue Bönne und Seligkeit zu empfinden.“ Sie klagt, daß sie im Sommer abends allemal wieder in ihr Häuslein zurückkehren muß — sie kann also die Sonne, wenn sie „geschmückt wie ein Bräutigam“ hervortritt, nicht sehen — „habe sie — kaum zu glauben — nie aufgehen sehn!“ Die Fahrt in den Wäldern findet sie „wegen dem frischen Grün ganz herrlich.“ Doch auch die gewaltigen Erscheinungen fesseln sie. Am Eisgang des Maines weidet sie sich — wie Bismarck in seinen Briefen an dem der Elbe — „es war ein prächtiges Schauspiel — das Krachen an den Eisbrechern — die schrecklich großen Schollen, die wie Berge sich aufstürzten, mit großem Gethön sich übereinander wälzten — das Brausen des Mainstromes — der Donner der Kanonen, der dazwischen brüllte, das Signal zu geben, daß der Main auf sei.“

In eigenartigem Sinne braucht Frau Aja das Wort „Naturgefühl“ — das sie natürlich in zwei Wörtern schreibt und Natur mit „h“. — Sie dankt ihrem lieben Großmann, wie er ihr wieder vier Wochen lang so viele Freuden verursacht habe; bei ihrer Lage, bei der Stille, die um sie herrsche, sei es eine Wohlthat, ja nötig, wenn ihr etwas vor die Seele gestellt werde, das sie aufzöge und in die Höhe spanne, auf daß sie ihre anziehende Kraft nicht verliere. Und nun entnimmt sie ein schönes Bild aus der Natur, um das Ungebrochene und Ungekünstelte ihres Wesens zu kennzeichnen: „Da mir Gott die Gnade gethan hat, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern daß Sie nach Herzens Lust hat wachsen und gedeihen, Ihre Äste weit ausbreiten können u. s. w. und nicht wie die Bäume in den langweiligen Bier Gärten zum Sonnenschirm ist verschnitten und verstümmelt worden: so fühle ich alles was wahr, gut und brav ist, mehr als villeicht Tausende andere meines Geschlechts — und wenn ich im Sturm und Drang meines Herzens im „Hamlet“ vor innerlichem Gefühl und Gewühl nach Lust und Odem schnappe, so kann eine andere, die neben mir sitzt, mich angaffen und sagen: es ist ja nicht war, sie spielsens ja nur so. Nun eben dieses unverschämte, und starke Rathur Gefühl bewahrt meine Seele:

Gott sei ewig Dank: vor Rost und Fäulniß.“ Wir sehen, das, was sie als eine besondere Gottesgabe in sich spürt, ist das gesunde, natürliche Gefühl — sie nennt es Naturgefühl — die Fähigkeit, mitzuleben und mitzuleiden mit den andern, ob dies nun auf die Wirklichkeit oder nur auf die Illusion des Schauspiels sich bezieht. Diese Kraft des Fühlens vererbte sie auf ihren Sohn; ohne sie ist kein Dichter, kein Künstler denkbar. Aber auch das Verstehen und das Genießen eines Kunstwerkes ruht im höchsten Sinne auf dem Nachleben und Mitleben und dem Nachgestalten. In Frau Aja war aber etwas Dichterisches, etwas Künstlerisches. Und daher wurde sie von der Kunst, besonders der Bühnenkunst so mächtig ergriffen, und sie war zu natürlich und ursprünglich, als daß sie aus solcher Ergriffenheit hätte ein Gehl machen wollen. Sie war eine Kraftnatur, und daher verlor sie nie die Kraft, natürlich zu empfinden und zu denken. Die große Natur, die in allem Wechsel ihrer Erscheinungen doch dieselbe bleibt, war ihre Führerin. Und ihr großer Sohn hat nie anders empfunden, nur alles weit intensiver und genialer zur Darstellung gebracht. Über seinem Schaffen stand das Wort des „Wanderers“: „O, leite meinen Gang, Natur!“

Wollen wir jedoch die seelenverwandten Naturen von Mutter und Sohn in ihren Wurzeln fassen, so müssen wir — wenn auch hier nur in großen Zügen — ihre allgemeine Gottes- und Lebensanschauung und ihre Stellung zu der Welt im Kleinen, den Menschen selbst, in ihren gemeinsamen Punkten betrachten. Es ist dabei natürlich, daß wir, wie bisher, vor allem der Frau Aja heute an ihrem fröhlich=weihervollen Ehrentage das Wort lassen.

Mutter und Sohn sind im Grunde genommen optimistische Naturen, mag auch Goethe erst durch schwere Kämpfe zu dem Glauben an die Vernunft der Dinge und in Überwindung der Dämonen in der eigenen Brust zu Ruhe und Frieden seines Innern sich durchgerungen haben. Er erkannte, daß große Gaben auch große Aufgaben in sich schließen. In den „Zahmen Xenien“ finden wir das schöne Wort:

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut,

Ich brauch es zur Rechten und Linken,
 Weiß nicht, was daraus kommt;
 Wenn's nicht mehr frommt,
 Wird er schon winken.

Je tiefer man die Probleme faßt, desto schwerer ist die Lösung, je abgeklärter ein Mensch ist in seinem Denken und Wollen, um so größer war die Gärung zuvor, je harmonischer er ist, desto schrillere Disharmonien waren zu überwinden. Wir sind erst auf dem Wege, diese Erkenntnisse auch bei Goethe nachzuweisen. Ich will nur daran erinnern, welche mannigfache Rätsel das Wort aufgibt, das Goethe an Zelter schrieb: „Ich bin nicht zum tragischen Dichter geboren, weil meine Natur conciliant ist; daher kann der rein tragische Fall mich nicht interessieren, welcher eigentlich von Haus aus unversöhnlich sein muß, und in dieser übrigens so äußerst platten Welt kommt mir das Unversöhnliche ganz absurd vor.“ Ein andermal klagt er zu Eckermann, daß „das Absurdeste oft zu einem glücklichen Ziele führt“; er hat auch — wie in „Wilhelm Meister“ zu lesen ist — deutlich erkannt, „welch Ungeheuer in jedem menschlichen Busen sich erzeugen und ernähren kann, wenn eine höhere Kraft uns nicht bewahrt.“ So ist Goethe kein Schönfärber des Lebens, er sieht überall die Risse und die Widersprüche, das Platte und das Absurde; doch in demselben „Wilhelm Meister“ steht auch das tröstliche und erhebende Wort: „Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.“ — Frau Uja selbst war eine hervorragend konziliante Natur. Im Vertuschen und Vermitteln zwischen dem gestrengen, schwierigen Vater und dem leichtlebigen Sohn hatte sie reichliche Übung gewonnen; Verstehen war auch für sie Verzeihen, und wie gut verstand sie, die zu heiterem Lebensgenuß Geneigte und in der Kunst des Rechnens Ungeschulte, ihren in Lebenslust übersprühenden jungen Wolfgang! Es lag in ihrer Natur, „alles Rauhe mit Gips und Kalk zu verstreichen“; sie ging — wie ihr Sohn — gern dem Trüben aus dem Wege, wußte es aber, wo es unvermeidlich ihr entgegentrat, mit Fassung und Würde und mit Zutrauen auf bessere Zeiten zu tragen. Auf ihrer kernigen Gesundheit, ihrer fröhlichen Gemütsart und ihrem klaren Kopfe ruhte das Wohlgefühl, das sie beseligte und das sie um sich verbreitete.

Die Wurzel ihres Humors ist ihr frommer Gottesglaube. Goethe selbst charakterisiert sie in einem Briefe an Zelter als eine

Frau, die in alttestamentarischer Gottesfurcht ein tüchtiges Leben von Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte. Das Ahnungsreiche, das schon Tacitus der germanischen Frauenseele von alters her nachrühmt, das mystisch Seherische, das ihrem Vater inne wohnte, läßt sich auch bei Frau Aja nicht verkennen, aber ihre gesunde Krafnatur versank nicht darin; gegenüber jener Anlage des Vaters, die Zukunft vorherzudeuten, fällt sie das kluge Urtheil: „Wenn man's auch nicht glaubt, braucht man's doch nicht zu verachten.“

Ihr treuherziger Glaube sah alles, auch das Schwere, als eine Schickung von oben an, in die man sich mit möglichster Gelassenheit fügen müsse; sie war nicht auf Rosen allein gebettet, es fehlte auch an Dornen nicht; sie schreibt sogar: „Das Schicksal hat von je her vor gut gefunden, mich in etwas kurz und die Flügel unter der Scheere zu halten, mag auch bey dem allen sogar unrecht nicht haben.“ Kinder in jugendlichem Alter mußte sie dahingeben, Cornelia, die einzige Tochter, die herangewachsen war, als Gattin und Mutter frühzeitig begraben: die üble Laune und Pedanterie des Herrn Rats war ein rechtes Kreuz; nun gar als die Jahre kamen, von denen es heißt: sie gefallen uns nicht, da hören wir den Stoßseufzer: „Der Vater ist ein armer Mann, Körperliche Kräfte noch so zimmlich — aber im Geiste sehr schwach — wan Ihn die langeweile plagt — dann ist's gar Fatal.“

Die Bibel war ihr Trost- und Heilmittel, ja ihr Orakel. In schwerer Stunde schlug sie sie auf, und die Stelle, die sie dann gerade traf, war ein gutes oder böses Vorzeichen. Als der Sohn nach den Leipziger Studienjahren schwer krank bei ihr lag, da richtete sie sich an dem zufällig aufgegriffenen Spruche auf: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen in den Bergen Samarias, pflanzen wird man und dazu pfeifen;“ Wir wissen, daß auch für den Sohn der pietistische Glaube, besonders des Fräuleins von Mettenberg, eine Seelenarznei bildete. Doch wie er selbst sich zu freierer religiöser Auffassung gar bald wieder emporrichtete, so hinderte auch der gesunde Tätigkeitsdrang Frau Aja, in Quietismus zu verfallen. Sie sympathisierte auch mit Jung Stilling, doch das Krankhafte wehrte sie ab. „Was Gott tut, das ist wohlgetan,“ das blieb allezeit der Grundton im Herzen der Frau Aja Wohlgemut. Sie preist selbst bei dem Tode Corneliens den Halt, den sie durch solche Überzeugung gewonnen hat: „Ohne den

Felsenfesten Glauben an Gott — an den Gott, der die Haare zehlet, dem kein Sperling fehlet — der nicht schläft noch schlummert, der nicht vergeißt ist — der den Gedanken meines Herzens kennt, ehe er noch da ist — der mich hört, ohne daß ich nötig habe, mich mit messern und Pfriemen blutig zu rigen, der mit einem Wort die Liebe ist — ohne Glauben an den wäre so etwas ohnmöglich auszuhalten.“

So senkt sie alles Ungemach in den tiefen Brunnen ihrer Gottes- und Weltliebe. Dabei kennt sie sehr wohl die Verkehrt-heit der Werkeltagswelt und macht sich lustig über die „Affen und Ragen und Fragen“ in dieser Sandwüste, die da Welt heißt, und wettert über die „Lumpenwirtschaft unter dem Mond“, findet aber einen Trost, „wenn die Leute, die man lieb hat, noch von der Sonne mit uns beschienen werden und nur nicht gar in die Elysäischen Felder marschieren.“ Ohne die größte Not sich keinen trüben Tag machen, hübsch in Zucht und Ehren lustig sein, das ist ihr Wahlspruch.

Alles Unwahre, Unklare, Verschwommene im Gefühlsleben ist ihr zuwider; von dem „Anatomieren“ der Empfindungen wollte sie nichts wissen; so war ihr die überspannte Familie La Roche etwas unheimlich und zuwider. Der junge Clemens Brentano nannte seine Märchenwelt, in die er sich einspann, „Baduz“ und weinte, als er erfuhr, daß es wirklich ein Städtchen dieses Namens gäbe. Frau Rat wußte ihn zurechtzurücken: „Wo dein Himmel, ist dein Baduz. Ein Land auf Erden ist dir nichts nuz. — Laß dich nicht irr machen, glaub du nur, dein Baduz ist dein und liegt auf keiner Landkarte. Dein Reich ist in den Wolken und nicht von dieser Erde, und so oft es sich mit derselben berührt, wird's Thränen regnen!“ Auch die verliebten Überspanntheiten der großzügigen genialen Bettina wies sie in ihre Schranken zurück: „Ei, Mädchen, du bist ja ganz toll, was bild'st du dir ein? — Ei, wer ist denn dein Schatz, der an dich denken soll bei Nacht und Mond-schein? meinst du, der hätt' nichts Bess'eres zu tun? — ja proste Mahlzeit!“

So war aller Überschwang, alles Gemachte der schlichten Natur der Frau Rat unangenehm; in ihrem kleinen Kreise war sie reich und groß. Was ihr Sohn so häufig zum Ausdruck bringt, daß das Glück in der Beschränkung liegt, das erfüllte auch ihre Brust; mag er nun fragen und mahnen: „Was ist Unendlichkeit?“

Wie kannst du so dich quälen? Geh in dich selbst! Entbehrst du drin Unendlichkeit in Geist und Sinn, so ist dir nicht zu helfen!“ Oder mag er an Charlotte v. Stein das tiefe Bekenntnis ablegen: „Es bleibt ewig wahr: sich zu beschränken, einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, sie auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler, — den Menschen.“ So schreibt Frau Uja an die Herzogin Amalie: „Ich kenne so viele Menschen, die nicht glücklich sind, die das arme bisgen von Leben sich so blut sauer machen, und an allen diesem Unmuth und unmusterhaften Wesen ist das Schicksahl nicht im geringsten schuld — in der Ungenügsamkeit da steckt der ganze fehler.“ — Man wird an die köstlichste Figur Reuters, an Onkel Bräsig, erinnert, der in dem Reformverein in Rahnstedt das Rätsel von der sozialen Notlage mit dem klassischen Worte löst: „Die große Armut in der Stadt kommt von der großen Pöwertel her.“

Hypochondrie ist Frau Uja so verhaßt, daß sie nicht den Versuch macht, das Wort zu schreiben. Ihr lieber Leibmedikus fiel dieser Seuche zum Opfer. „Gott im Himmel“ — klagt sie — „wie kommt ein so trefflicher, geschickter, freundlicher, herrlicher, lieber Mann zu der verdamnten Krankheit? Warum just an die brauchbarsten Menschen; ich kenne eine Menge Schurken, die sollten krank sein, die sind ja doch der Welt nichts nütze, und man hat von ihrem Wachen und Schlafen nicht den geringsten nugen.“

Ihr Hauptwort ist „Gaudium“; auf Freude und „Hauptspäß“ versteht sie sich meisterlich; ihr Glücksgefühl ist stets Dankgefühl gegen Gott und Menschen; Freudestunden stärken sie: „Man kann hernach immer wieder was auf den Rücken nehmen und durch diese Werkeltags-Welt durchtraben und sein Tagewerk mit Freuden thun, wenn einem solche Erquickungsstunden zu teil worden sind.“ Nur selten wurde ihr rosenfarbener Humor „flohfarben“ in der Einsamkeit; unverwüstlich heiter und frisch, ja voll Feuer der Jugend hielt sie sich noch als Sechzigerin; einen Hauptspäß hat sie mit den mecklenburgischen Prinzessinnen, indem sie die Erzieherin einsperrt und die jungen Mädchen in ihrem Gaudium am Brunnen gewähren läßt. Selbst lästige Cinquartierungen und Kriegeleiden aller Art kriegen sie nicht unter.

Am besten charakterisiert sie sich selbst: „Ich habe die

Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, weiß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt alt und jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und das behägt allen Erdenjöhnen und -töchtern, bemoralisiere niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die scharfen Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt.“ Im selben Sinne erklärt sie Frig von Stein: „Ordnung und Ruhe sind Hauptzüge meines Charakters, daher thu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst — und verschlucke den Teufel, ohne ihn erst lang zu bekucken; liegt dann alles wieder in den alten Falten, ist alles unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trost, der mich in gutem Humor übertreffen wollte.“ Singen, Klavierspielen, Schach, Lesen, Spitzenklöppeln — selbst noch für Urentel! — Theater, Gesellschaften: alles das ist ihr „Gaudium“. „Ich suche keine Dornen“, sagt sie, „hasche die kleinen Freuden — sind die Türen niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege thun, so thue ichs — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut — und der Schlußstein — der Glaube an Gott! der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich.“ —

Wir verstehen, daß eine solche Lebenskünstlerin die Mutter des großen Lebenskünstlers Goethe werden konnte. Wer hat mehr die Lebensfreude verkündet als er? So schreibt auch der Sohn an die Mutter ganz in ihrem Sinne (1783): „Lassen Sie uns hübsch diese Jahre als Geschenk annehmen, wie wir überhaupt unser ganzes Leben anzusehen haben, und jedes Jahr, das zugelegt wird, mit Dank erkennen“. „Der Moment ist alles“ — gesteht er auf der italienischen Reise — „und der Vorzug eines vernünftigen Menschen besteht darin, sich so zu betragen, daß sein Leben, insofern es von ihm abhängt, die möglichste Masse von vernünftigen, glücklichen Momenten enthalte.“

Die Summe der Lebensphilosophie von Mutter und Sohn zieht jene Mahnung Goethes: „Willst du dir ein gut Leben zimmern, Mußt dich ums Vergangene nicht bekümmern, Das Wenigste muß dich verdrießen, Mußt die Gegenwart genießen, Besonders keinen Menschen hassen Und die Zukunft Gott überlassen.“ — Wer

wollte die Lebensweisheit und Lebensfreudigkeit aus den Werken Goethes ausschöpfen? — Ist es aber nicht, als ob wir die Mutter hörten, in den Versen: „Daß nur die Sorge sein! Das gibt sich alles schon. Und fällt der Himmel ein, Kommt doch eine Verche davon!“ Ebenso: „Ich lobe mir den heitern Mann Am meisten unter meinen Gästen: Wer sich nicht selbst zum Besten haben kann, Der ist gewiß nicht von den Besten.“

Daß fröhliche Menschen in der Regel gute Menschen sind, stand auch bei Frau Aja fest. Und ihr Humor kann auch die Form der Selbstironie annehmen, wie in dem Briefe an die Herzogin: „Ihro Durchlaucht müßten doch lächeln, wenn Sie sähen, wie Frau Aja sich in die Brust wirft — daherrauscht in einem weißseidenen Kleide — das mir ewig teure Bild (eben das der Herzogin) — an einem breiten schwarzen Band auf der Brust — und ein Ausdruck in Gang und Mienen, daß alles meine ganze Selbstzufriedenheit aus den Augen lesen kann — und nun das Gucken, das Fragen ohne Ende, wer die schöne Dame — und nun das Diktum derjenigen, die die Gnade haben, Ihro Durchlaucht zu kennen . . .“

Sie weiß selbst, wie gerne sie Betrachtungen allgemeiner Art, Reflexionen der „Philosophie des lustigen Lebens“ — nach dem Ausdruck des Sohnes — anstellt, und so schließt sie auch die Maxime: „Es gibt viele Freuden in unseres lieben Herr Gottes seiner Welt; nur muß man sich aufs Suchen verstehen — sie finden sich gewiß — und das Kleine ja nicht verschmähen — wieviele Freuden zertreten — weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken — und was zu ihren Füßen liegt, nicht achten“ — mit der prächtigen ironisierenden Bemerkung: „Das war einmal wieder eine Brühre von Frau Aja ihrer Köcherei.“

Sie findet alleweile, daß das Leben doch eine gar hübsche Sache ist; ihr war der Spruch des Sohnes gewiß aus der Seele geschrieben: „Nur wenn das Herz erschlossen, Dann ist die Erde schön! Du standest so verdrossen Und wußtest nicht zu sehn.“

Das Carpe diem des Horaz, „Nurze und genieße den Tag“, wird Goethe nicht müde zu predigen, und so auch seine Mutter. „Wer wird sich grämen, daß nicht immer Vollmond ist und daß die Sonne im Oktober nicht so warm macht wie im Julius; nur das Gegenwärtige gebraucht und garnicht daran gedacht, daß es anders sein könnte, so kommt man am besten durch die Welt.“

Und die herrliche Frau hat diese Perlen der Weisheit, die

ich hier auf eine Schnur reihete, nicht nur vor denen ausgestreut, die zu ihren Lieben gehörten, sondern sie hat auch immer danach gelebt. So trug sie ihr Alter in Heiterkeit nach dem Grundsatz ihres Sohnes: „Soll dich das Alter nicht verneinen, So mußt du es gut mit andern meinen, Mußt viele fördern, manchem nützen, Das wird dich vor Vernichtung schützen.“

Frau Aja war immer eine solche, die es mit andern gut meinte. Sie erkannte rasch die Menschen, wußte sie in ihrer Art zu nehmen, war von unendlicher Güte selbst gegen deren Schwächen; „er ist doch ein armer Teufel, und es ist doch so eine Sache ihn ganz zu verlassen,“ schreibt sie von Venz und weiß die Freunde zu bewegen, etwas für ihn zu tun. Ähnlich tritt sie für Wagner ein; wer aber bei ihrem Sohne völlig verspielt hat, wie v. Kalb, dem entzieht sie das Ehrenrecht, sie noch mit dem Namen „Mutter“ zu nennen — wie sie es den Stolbergs, Lavater, Wieland, v. Knebel, v. Wreden, Zimmermann u. s. w. gewährte. Daher schreibt denn auch Wieland: „Frau Aja ist die Königin aller Weiber.“ Die Ewigjunge fesselte die Jungen an sich, versammelte ihre Samstagmädels alleweil um sich, und wer in der casa santa einkehrte, der vergaß die Stunden nicht und sang auf sie, die als Großmächtigste, als Wirtin und Hausfrau waltete, einen Hymnus — wie der Kammermusikus Kranz. Sie kannte eben keine größere Glückseligkeit, als mit guten Menschen umzugehen. So spürte sie auch bei Bettina hinter aller Verrücktheit die Genialität und stimmte sicherlich Werthers Worte bei: „So eine wahre, warme Freude gibt es nicht, als eine große Seele zu sehen, die sich gegen einen öffnet.“ Und nicht minder paßt auf sie in ihrem Verhältnis zu dem Sohne und anderen Menschen der Gedanke in den „Wahlverwandschaften“: „Man muß ein Wesen recht von Grund aus lieben, da kommen einem die übrigen alle liebenswürdig vor.“

Sie wußte nicht nur — gleich ihrem Sohne — ihr Leben wie ein harmonisches Kunstwerk zu gestalten, sondern auch für den Tod sich einzurichten. Er war für sie kein Schrecken und kein Ende. Alle Vorbereitungen traf sie für ihr Leichenbegängnis in fröhlicher Gelassenheit; selbst über den Wein und die Brezeln und die Rosinen in den Kuchen gab sie ihre Vorschriften. Köstlich ist die Anekdote Bettinens: die Frau Rat sei noch am letzten Tage ihres irdischen Wallens zu einer Gesellschaft geladen worden und habe geantwortet, sie ließe sich entschuldigen, sie müsse alleweil sterben.

So ist sie, im Hause Zum goldenen Brunnen am Roßmarkt, schmerzlos, ruhig und fest, wie sie gelebt, am 13. September 1808 um die Mittagsstunde entschlafen. Bettina läßt sich darüber an Goethe also aus: „Die Leute sagen, du wendest dich von dem Traurigen, was nicht mehr abzuwenden ist, gerne ab. Wende dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab; lerne sie kennen, wie weise und liebend sie gerade in ihrem letzten Augenblick war und wie gewaltig das Poetische in ihr.“ — Goethe schrieb seiner Nichte: „Unsere gute Mutter hat uns immer noch zu früh verlassen, doch können wir uns dadurch beruhigen, daß sie ein heiteres Alter gelebt und daß sie sich durch den Drang der Zeiten selbständig durchgeholfen hat.“

Er hatte einst — gewiß im Gedanken an seine Mutter — Frau v. Stein geschrieben (1787): „Ich habe glückliche Menschen kennen gelernt, die es nur sind, weil sie ganz sind; auch der Geringste, wenn er ganz ist, kann glücklich und in seiner Art vollkommen sein.“ Frau Aja war eine solche ganze, in sich vollkommene und glückliche Natur. Sie hat ein Leben ausgelebt, das in sich reich und schön war; der Sonnenschein, der es durchleuchtete und durchwärmte, war der goldige Humor eines in Gottes- und Menschenliebe sich regenden Gemütes. Sie dürfen wir noch heute, hundert Jahre nach ihrem Sterben, glücklich preisen, und so wollen wir ihr heute einen vollen Strauß der Liebe auf das Grab legen, in Dankbarkeit für alles, was sie dem Sohne in ihrem Leben gewesen ist, für alles, was sie mit diesem herrlichen Sohne der Welt und was sie in ihrem eigenen Wesen an freiem, natürlichem, edlem Menschentum uns offenbart hat.

ich
 um
 Go
 Tre
 dich
 lern
 Mu
 schu
 zu
 sie
 der

 Fre
 ken
 Ge
 kon
 und
 reit
 dun
 liel
 Sa
 ihr
 Da
 ist,
 un
 Mi

TIFFEN® Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007



Brunnen am Hofmarkt,
 am 13. September 1808
 na läßt sich darüber an
 wendest dich von dem
 ist, gerne ab. Wende
 er ihrem Hinscheiden ab;
 gerade in ihrem letzten
 etische in ihr.“ — Goethe
 ter hat uns immer noch
 dadurch beruhigen, daß
 ie sich durch den Drang

 fen an seine Mutter —
 habe glückliche Menschen
 sie ganz sind; auch der
 und in seiner Art voll=
 anze, in sich vollkommene
 n ausgelebt, das in sich
 der es durchleuchtete und
 in Gottes- und Menschen=
 wir noch heute, hundert
 isen, und so wollen wir
 auf das Grab legen, in
 in ihrem Leben gewesen
 lichen Sohne der Welt
 eiem, natürlichem, edlem

